

Dr. Claudia Albert, apl. Prof.

Freie Universität Berlin
FB Philosophie und Geisteswissenschaften, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin

Gutachten zur Habilitationsschrift von Herrn Dr. Harald Weilnböck zum Thema „Borderline literarische Interaktion am Beispiel von frühen Kriegsschriften Ernst Jüngers“ (2 Bände)

Vorab sei gesagt, dass mich mit dem Kandidaten eine nunmehr zehnjährige Zusammenarbeit verbindet und ich die Produktivität seines Ansatzes in gemeinsamen Publikationen, Kongressbeiträgen und Lehrveranstaltungen an der FU Berlin wie in Leipzig erfahren konnte. Gerade im Kontext meiner Lehrangebote zur ‚Shoah‘-Literatur und zur transgenerationellen Traumatisierung in Prosatexten neuerer Autoren (Schindel, Menasse, Rabinovici, Biller, Vertlib u.a.) hat sich sein interdisziplinärer Zugang bewährt. Er bildet auch die Grundlage einer von mir und Prof. Stockinger betreuten, im Entstehen begriffenen Dissertation und mehrerer Magisterarbeiten.

Gleichzeitig möchte ich aber auch betonen, dass ich den Ansatz Herrn Dr. Weilnböcks zwar mit Sympathie und Interesse verfolge, ihn aber nicht selbst vertrete und mich daher vollauf in der Lage sehe die vorgelegte Schrift auch mit kritischer Distanz zu betrachten. Es sei noch bemerkt, dass ein gemeinsames Projekt bei der VW-Stiftung immerhin bis in die Endrunde kam und der Kandidat seine Forschungen inzwischen für die nächsten 2-3 Jahre mit Hilfe eines EU-Stipendiums an der Universität Zürich betreiben kann.

Den literaturwissenschaftlichen Gehalt der Schrift sehe ich darin, dass der Begriff der ‚Narration‘, der im germanistischen Alltagsverständnis auf eine lange Tradition an textinternen interessierten Erzähltheorien zurückgreifen kann, ausgebaut und erweitert wird. Die überaus produktive, aber schnell wieder verebbende Rezeptionstheorie à la Jauss und Iser, die zudem den zentralen Mangel aufwies, sich an einem engen Kanon hochartifizierender Texte abzuarbeiten (Standardbeispiele waren immer *Tristram Shandy* und *Jacques le fataliste*), erfährt hier eine Reaktualisierung und gleichzeitige psychodynamische Grundierung. Gegenüber älteren Modellen der ‚psychocritique‘ à la Maurron oder K. E. Eissler sehe ich den Vorzug von Weilnböcks Ansatz darin, dass er eben keine Autorenpsychologie betreibt, sondern in sehr genauen Lektüren das Rezeptionsangebot von Texten erkundet. Gerade dieser Punkt hat sich auch in der Seminarpraxis immer als besonders anregend erwiesen.

Die beiden Hauptteile der – explizit als interdisziplinär gekennzeichneten – Arbeit verhalten sich wie zwei Seiten einer Medaille zueinander. Teil I verfolgt in sehr genauen Textanalysen Erzählperspektiven und Rezeptionssteuerung in Ernst Jüngers frühen Kriegsschriften und wird dem Alltagsgeschäft des beobachtenden und deutenden Philologen noch am nächsten sein. Teil II dagegen, zu dem ich mich aus eben diesem Grunde weniger ausführlich äußern kann, kehrt – wie auch in den Aspekten der Gliederung deutlich ersichtlich – die Perspektive um und stellt Kategorien wie das ‚Borderline Konzept‘ (S. 294ff.), die ‚projektive Identifizierung‘ (S. 434ff.) oder die ‚Identifikation mit dem Aggressor‘ (S. 471ff.) in den Mittelpunkt, um von ihnen aus die Texte nochmals zu erschließen. Dieses Verfahren verlangt dem Leser einige Geduld ab, was der Verfasser selbst auch sieht; es zeugt aber für Weilnböcks absolute wissenschaftliche Ehrlichkeit, die sich nicht damit zufrieden gibt, Kategorien der einen Disziplin auf die andere ‚anzuwenden‘ (falls dies überhaupt möglich

sein sollte), sondern ein wechselseitiges Begründungsverhältnis fordert. (Vgl. die plastische Darstellung der wechselseitigen Befangenheiten auf S. VIII !)

Allerdings ist bereits in Teil I die Aufmerksamkeit weniger auf die „interpretativen Folgerungen“ (S. 2) als auf die narrative Eigendynamik gerichtet, die sich in Brüchen und Sprüngen, Assoziationen und Vermeidungsstrategien vorwärts bewegt. In Exkursen und eingeklammerten Begriffen macht der Verfasser zwar deutlich, dass er das psychoanalytische Wissen ‚im Hinterkopf‘ hat, dass es ihm vorerst aber um die Erkenntnis von Textstrategien geht. Dieses Verfahren ist um so mehr zu begrüßen, als die deutsche Jünger-Forschung ihren Autor regelmäßig unter Ideologieverdacht stellt und – mit wechselnden Konjunkturen – ‚von rechts‘ oder ‚von links‘ angreift. Ästhetisch orientierte Detailanalysen wurden allenfalls von der Auslandsgermanistik, etwa Kunicki (1993), geliefert und nur wenig rezipiert. Gerade dieser Text bildet – im Positiven wie im Negativen – einen wichtigen Bezugspunkt Weilnböcks. So ist er in der Lage, den vielfach formulierten Vorwurf der ‚Ästhetisierung des Politischen‘ (S. 61) sehr viel präziser als ‚Artikulationsvermeidung‘ und ‚entdifferenzierende Vermischung‘ zu fassen und von den wohlfeilen politisch motivierten Vorwürfen zu einer Textdynamik vorzustoßen, die Erzähler und (implizite) Leser in ein verwirrendes Spiel von Anziehung und Abstoßung hineinzieht. (Man mag einwenden, dass es sich der Kandidat mit der Wahl von Jünger und – in der ersten Qualifikationsschrift – Hölderlin allzu einfach gemacht habe, sind doch beide Autoren geradezu Prototypen polarisierender Wertung. Aber er hat seine genaue und differenzierte Lektürewiese auch auf J. Herrmann und H. Murakami angewandt – auf wenig umstrittene und eher konsensuell rezipierte Texte also, die dennoch nicht vergleichbarer Textverfahren entbehren.)

In der rekonstruktiven Sozialforschung als Analyseverfahren für biographische Interviewerzählungen gängig, fördert die ‚sequenzanalytische Hypothesenbildung‘ (vgl. S. 1) Befunde von Melancholie und Selbstmordneigung zutage, die man in Jüngerschen Texten so nicht erwartet hätte. Statt der seit Theweleit sakrosankten ‚gepanzerten Männlichkeit‘ (vgl. S. 762) und den unweigerlich folgenden politischen Vorverurteilungen wird uns hier ein instabiles narratives Subjekt präsentiert (S. 72ff.), das ständig Ausflüchte und ‚tote Winkel‘ sucht (vgl. S. 63ff.), um in ihnen Gewalterfahrung zu negieren. Ich habe in meiner eigenen Erfahrung mit Exil- und Lagerliteratur dergleichen Strategien oft beobachten können; sie scheinen für das Umgehen mit aussichtslosen Situationen überlebensnotwendig und geradezu ein Impuls für Kunstproduktion zu sein; Weilnböcks später noch handlungstheoretisch entfaltete Argumentation läuft aber darauf hinaus zu überprüfen, ob die im Text präsentierten Fluchtorte Gewalterfahrungen bis hin zur Negation um/schreiben – dies scheint bei Jünger der Fall zu sein – oder ob sie diese durch Traum, Reflexion, Spiel oder auch dritte Personen (vgl. den fremden Besucher; S. 93) verhandelbar machen. Offenbar soll bei Jünger die ‚dyadisch verengte Narrationsstruktur‘ (S. 93) gar nicht aufgebrochen, das erzählende (und auffallend oft lesende) Textsubjekt nicht in eine kommunikative (in handlungswissenschaftlicher Perspektive: triangulierende) Position entlassen werden! Es sei erlaubt zu spekulieren, dass eine solche Konstruktion von ‚splendid isolation‘ sich bestens mit Selbstdarstellungsmustern der zumeist männliche Jünger-Forscher trifft! (Querverweise zu Remarques Dandy-Pose liegen hier offen zutage.)

Weilnböcks Aufmerksamkeit für den Grad an Offenheit oder Abwehr von Textphänomenen reicht bis in die grammatische Feinstruktur von Sätzen: Der ‚pseudo-adversative Satzanschluss‘ des ubiquitären ‚und d(enn)och‘ scheint einerseits neue Perspektiven zu eröffnen, belässt sie dann aber im Ungewissen (vgl. S. 216). Es ließe sich noch eine Fülle weiterer Detailbeobachtungen, insbesondere zu Repräsentationen des Weiblichen (S. 125ff.) und Vermeidung des Sexuellen (S. 150ff.), nennen, die neue und ungewohnte Aspekte in die Jünger-Forschung einzubringen geeignet sind. Doch geht der Ertrag der Arbeit weit darüber hinaus: „Die psychologisch informierten Lektüren der Texte haben deren Aggressions- und Übertragungspotential zutage gefördert und damit zahlreiche Anschlussstellen, sei es zur

Rezeptionsästhetik, sei es zur Erforschung traumafördernder (Erzähl-) Situationen, sei es schließlich zur Rolle von Leseszenen in literarischen Texten, sichtbar gemacht. Sie erscheinen als Fortsetzungen von Kampfhandlungen mit anderen Mitteln“ (vgl. S. 258) und stehen im Zeichen jener Desensibilisierung, die im Laufe der Untersuchung immer wieder festgestellt werden konnte. „Tristram Shandy“ in der „Kartentasche“ des kurzsichtigen Soldaten ohne Brille (S. 264) soll Lesen und Leben, Lesen und Kämpfen so umstandslos miteinander verbinden, dass keinerlei Infragestellung des Krieges möglich wird. (Vgl. dazu im Kontrast Kafkas ‚Strafkolonie‘ (S. 269, Anm. 93)) Entsprechend sind auch Körper und Haut – prominente Objekte aktueller kulturwissenschaftlicher Forschung – nicht zuallererst Medien von Schmerz, Empfindung und Verwundung, sondern Anlässe zur selbstgewissen Ausstellung der eigenen Unverwundbarkeit. (vgl. S. 236ff.)

Es ist also deutlich geworden: die Provokation von Jüngers Texten liegt nicht etwa in einer politischen Stellung- oder Parteinahme, sondern in einer Textstruktur, die auch noch existentiell verstörendste Erfahrungen auf einem mittleren Niveau „kompensativer Selbst-Stabilisierung“ (S. 281) belässt – dies insbesondere mithilfe „konventioneller Großzeichen“ (S. 284) aus der deutschen und internationalen Hochkultur ‚Erinnerungsabwehr‘ und ‚Artikulationsvermeidung‘ (S. 293) sind die zentralen Strategien, die die Arbeit in ihrem ersten Durchgang durch die Texte dingfest machen konnte und die inzwischen durch Kategorien wie ‚Vergangenheitspolitik‘ (N. Frei/St. Braese) oder ‚Erinnerungsverhandlungen‘ (G. Lauer) gestützt und bestätigt werden. Denn hier geht es nicht nur um beliebige literarische Verfahren eines Autors, sondern um Artikulationsweisen und Selbstrechtfertigungsstrategien, die für die gesamte (west-)deutsche Nachkriegszeit prägend geworden sind.

Teil II der Arbeit kehrt die Analyseperspektive um und lässt sich von psychodynamischen Analysekatégorien leiten. Diese waren selbstverständlich im 1. Teil bereits präsent gewesen, hatten aber nur als Hilfsbegriffe für die Textanalysen gedient. Zu vermeiden war „ein vorschnelles Einschwenken auf ein deduktives Herleitungsverfahren, das die frühen Texte Jüngers aus dem neueren Wissen über das Borderline-Syndrom erklärt.“ (S. 294) Dessen Symptome waren Ergebnisse, nicht Voraussetzungen der Untersuchung gewesen; nun dagegen wendet sich die Arbeit der aktuellen – stark kasuistisch-gegenstandsorientierten – Psychotherapiewissenschaft zu (vgl. S. 295) und versucht die Bilanz von Teil I mit diesen zu verknüpfen. Es versteht sich, dass hier die Bezugnahmen auf den einschlägigen Fachdiskurs dominieren. Herr Koll. Fischer wird aus seiner Sicht den wissenschaftlichen Ertrag dieser Passagen zu charakterisieren wissen. Eine grundlegende Erkenntnis für die Geisteswissenschaften liegt sicherlich darin, dass schriftlich-künstlerisches und psychologisch-therapeutisches Erzählen sich nicht so sehr voneinander unterscheiden wie es in hermeneutischer Tradition zu behaupten Usus ist. Für die Genauigkeit und Sprachsensibilität des Verfassers spricht auch hier, dass er auf ‚sprachliche Fehlleistungen‘ wie etwa Satzbaustörungen achtet (vgl. S. 569ff.), die seit Freud im therapeutischen Diskurs bekannt sind, selten aber thematisiert und noch viel weniger in der literaturwissenschaftlichen Analyse beachtet wurden. Hier verkoppeln sich die Ergebnisse von Teil I und II in glücklicher Weise. Gerade die Textbefunde in Kap. 6.4 werden jeden Literaturwissenschaftler an parallele Leseerfahrungen erinnern und ihm nochmals die Frage danach nahe legen, „welche schriftsprachlichen (...) Varianten diese Form der borderlinen Fehlleistung ausbildet und inwiefern diese mit den gesellschaftlich etablierten Diskursystemen korrespondieren.“ (S. 572) An solchen Stellen wird nochmals deutlich, wie viel die literaturwissenschaftliche Narratologie von der psychotherapiewissenschaftlichen Forschung lernen kann (das umgekehrte Verhältnis ist offenbar wesentlich unproblematischer wie die zahlreichen Bezüge der zitierten Analytiker auf literarische Fallbeispiele belegen). Besondere Aufmerksamkeit gilt dann noch der Dialogstruktur (S. 583ff.) im therapeutischen wie im literarischen Erzählen. Und auch hier lässt sich jene bereits erwähnte stark affektiv besetzte Polarisierung in der Rezeption beobachten, die Jünger nach wie vor zum Streitfall werden lässt (vgl. S. 591ff.). Damit ist nun

auch unter therapiewissenschaftlichen Aspekten belegt, was Teil I textimmanent nachwies: Jüngers Erzählen steht im Dienste einer „doppelbindenden, nicht-triangulierten und dissoziativen Interaktion“, die das Rezeptionsangebot der Texte steuert und entsprechende Leser- (und Wissenschaftler-)Reaktionen hervorruft. (S. 597)

Teil IV, der m.E. besser zwischen I und II platziert wäre, bietet mit 8 verschiedenen Positionen der Jünger-Exegese seit den 90er Jahren hinreichend Belegmaterial für deren „Verstricktheit mit den Übertragungsdynamiken der Primärtexte“ (S. 703; vgl. auch S. 714 mit Anm. 4!). Es ist schade, dass Kunickis wesentlich stärker am Material argumentierende Studie hier nicht als Kontrastfolie genutzt wurde! Als besonders sprechendes Indiz für intellektuelle Selbstüberschätzung im Zeichen der Postmoderne können die Beobachtungen zu Sloterdijk gelten, der nach Weilnböck in aller Deutlichkeit „den auktorialen Interaktions- und Affektübertragungen Jüngers“ folgt und dabei selbst einer „narzisstischen und latent paranoiden Aggression“ verfällt (S. 760). Der kritische Blick auf Wutka/Riedesser (2000, vgl. S. 761ff.) bestätigt dann nochmals die interdisziplinäre Kompetenz des Verfassers, der auch bei Vertretern ihm nahestehender Positionen erhebliche literaturwissenschaftliche Defizite dingfest zu machen bereit ist (vgl. S. 764).

Innerhalb der von mir vorgeschlagenen Umstellung der Kapitel sollte Teil III als forschungspraktische und –politische Konsequenz am Schluss der Arbeit stehen. Hier werden Vorschläge gemacht, die programmatischen Charakter haben. Eventuell sollten sie eher in der Fach- und Verbandspresse zur Diskussion gestellt werden!

Insgesamt also eine vielschichtige, aspektreiche Arbeit, die es sich und dem Leser nicht immer leicht macht, die aber auf jeden Fall den Anforderungen an die höchste akademische Qualifikationsschrift entspricht! Ich empfehle der Kommission die Annahme des Werkes von Herrn Dr. Weilnböck ohne Einschränkungen und wünsche der Kommission eine erfolgreiche Weiterarbeit.

Gez. Claudia Albert

Dr. C. Albert